

(Nachdruck verboten.)

61. Foma Gardsejew.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Klara Drauner.

Foma gefiel es, daß der Vater die Mannschaft des Dampfschiffes so schnell wechseln konnte. Er lächelte dem Vater zu, ging auf das Verdeck hinab und trat dort zu einem Matrosen hin, der auf dem Fußboden saß und ein Seilende aufwickelte, um einen Schwabber draus zu machen.

„Es ist ein neuer Schiffsführer da,“ teilte ihm Foma mit. „Das wissen wir . . . Wie geht's, Foma Ignatjitsch? Wie hast Du geschlafen?“

„Auch der Maschinist ist neu . . .“

„Auch er . . . Es ist schade um den Pjetrowitsch.“

„Nein.“

„So? Er war doch so freundlich zu Dir . . .“

„Warum hat er über Papa geschimpft?“

„Geschimpft hat er?“

„Ja, ich hab's ja gehört . . .“

„Hm . . . der Vater hat's also auch gehört?“

„Nein, ich hab's ihm gesagt . . .“

„Du . . . So-o . . .“ sagte der Matrose und ging schweigend an seine Arbeit.

„Und Papa hat mir gesagt: „Du bist hier der Herr,“ sagt er, „wenn Du willst, kannst Du alle fortjagen . . .“

„So ist's also . . .“ sagte der Matrose und blickte den Knaben, der lebhaft mit seiner Herrenmacht prahlte, finster an. Seit dem Tage bemerkte Foma, daß die Mannschaft sich anders als früher verhielt: die einen wurden noch freundlicher und gefälliger, die anderen wollten mit ihm nicht sprechen; thaten sie es aber, so waren sie dabei übelläunig und gar nicht unterhaltend wie früher. Foma sah gern zu, wenn das Deck gewaschen wurde; die Matrosen streiften die Weinkleider bis zu den Anien heraus oder zogen sie auch ganz aus und ließen mit Schwabbern und Bürsten in den Händen geschickt auf dem Deck herum, begossen es mit Wasser aus den Eimern, spritzten einander an, lachten, schrieten, fielen, überall rieselten Ströme von Wasser, und der lebendige Lärm der Menschen stieß mit seinem lustigen Blätschern zusammen. Früher war der Knabe von den Matrosen bei dieser lustigen und leichten Arbeit nicht nur nicht als störend betrachtet worden, sondern er nahm auch regen Anteil daran, indem er sie mit Wasser begoß und bei ihren Drohungen, ihn zu begießen, lachend davonließ.

Doch nach der Entlassung von Pjetrowitsch und Jakow fühlte er, daß er jetzt alle störte, niemand wollte mit ihm spielen, und alle blickten ihn unfreundlich an. Erstaunt und traurig ging er vom Deck zum Steuerbord hinauf, setzte sich dort hin und begann nachdenklich und gekränkt auf das ferne, blaue Meer und den zackigen Waldstreifen darauf zu schauen. Und unten auf dem Deck plätscherte lustig das Wasser und lachten ausgelassen die Matrosen. Er hatte große Lust, zu ihnen zu gehen, doch irgend etwas ließ ihn nicht hin.

Die Worte des Vaters fielen ihm ein: „Halt' Dich ihnen fern, Du bist ihr Herr . . .“

Jetzt fühlte er den Wunsch, den Matrosen etwas zuzurufen — etwas Drohendes und Herrisches, so wie der Vater sie ansah. Er überlegte sich lange, was es sein sollte, ihm fiel aber nichts ein . . . Noch zwei, drei Tage verstrichen und er begriff deutlich, daß die Mannschaft ihn nicht liebte. Seitdem langweilte er sich auf dem Dampfschiff, und immer öfter und öfter schwamm aus dem bunten Nebel der neuen Eindrücke das durch die verdunkelte Bild der gutenfreundlichen Tante Anfissa an die Oberfläche, mit ihren Märchen, ihrem Lächeln und dem weichen, klangvollen Lachen, das die Seele des Knaben mit freudiger Wärme anwehte. Er lebte noch immer in der Welt der Märchen, aber die unsichtbare, grausame Hand der Wirklichkeit riß schon eifrig an dem schönen, dünnen Spinnweb des Wunderbaren, durch das der Knabe alles um sich herum betrachtete. Der Vorfall mit dem Schiffsführer und dem Maschinisten lenkte die Aufmerksamkeit des Knaben auf seine Umgebung; Fomas Augen wurden schärfer, in ihnen erwachte eine sich ihrer bewußte Witzbegierde, und in seinen

Fragen an den Vater klang das Bestreben heraus, zu begreifen, welche Federn und Triebfedern die Handlungen der Menschen bestimmen.

Eines Tages spielte sich vor ihm folgende Scene ab: Die Matrosen brachten Holz herauf, und einer von ihnen, der junge, lockige, lustige Jesim, sagte laut und zornig, als er mit dem Tragbrett über das Deck des Dampfschiffes ging:

„Nein, das ist schon ganz gewissenlos! Es war nicht abgemacht, daß ich Holz tragen muß. Wenn einer Matrose ist, ist's klar, was er zu thun hat . . . daß man da aber noch Holz schleppen soll, dafür dank' ich! Das heißt, mir das Zell abziehen, das ich nicht verkauft hab'. . . Das ist ganz gewissenlos! Wie der's versteht, den Saft aus den Menschen auszupressen.“

Der Knabe hörte dieses Schimpfen mit an und wußte, daß die Sache seinen Vater betraf. Er sah auch, daß, trotzdem Jesim brummte, er auf dem Tragbrett mehr Holz hatte als die andern und daß er schneller ging. Niemand von den Matrosen beantwortete Jesims Gebrumm, und selbst derjenige, der mit ihm zusammen arbeitete, schwieg und protestierte nur manchmal gegen den Eifer, mit dem Jesim das Holz auf das Tragbrett lud.

„Genug!“ sagte er mürrisch, Du ladest das doch nicht auf ein Pferd auf!“

„Und Du solltest schweigen. Wenn man Dich eingespannt hat, mußt Du schleppen und darfst dabei nicht ausschlagen . . . Und wenn man Dir das Blut ausaugt, mußt Du auch schweigen . . . was kannst Du denn sagen?“

Blötzlich erschien von irgendwo Ignat, ging auf den Matrosen zu, blieb vor ihm stehen und fragte streng:

„Wovon sprichst Du?“

„Ich spreche wohl . . . wie ich kann,“ stotterte Jesim.

„Wir haben ja nicht abgemacht, . . . daß ich schweigen soll . . .“

„Und wer saugt denn Blut?“ fragte Ignat, indem er sich den Bart glättete.

Der Matrose begriff, daß er ertappt war, und da er sah, daß es nirgends einen Ausweg gab, ließ er das Holzschett, das er in der Hand hielt, zu Boden fallen, wischte sich die Handflächen an den Weinkleidern ab und sagte dreist, indem er Ignat ins Gesicht blickte:

„Hab' ich denn nicht recht? Saugst Du denn nicht . . .“

„Ich?“

„Ja, Du.“

Foma sah, wie der Vater mit der Hand ausholte, ein Klatschen ertönte, und der Matrose fiel schwer aufs Holz nieder. Er erhob sich gleich und begann wieder schweigend zu arbeiten. Auf die weiße Rinde der Birfenscheite tropfte das Blut von seinem zerschlagenen Gesicht herab, er wischte es mit dem Hemdärmel ab, blickte auf den Kermel und seufzte schweigend. Und als er mit dem Tragbrett an Foma vorbeiging, zitterten auf seinem Gesicht, an der Nasenwurzel zwei große, breite Thränen, und der Knabe sah es.

Beim Essen war er nachdenklich und blickte Ignat mit Angst in den Augen an.

„Warum schaust Du so finster drein?“ fragte ihn freundlich der Vater.

„So . . .“

„Bist Du vielleicht unwohl?“

„Nein.“

„Na also. Sag's mir, wenn etwas ist . . .“

„Du bist stark,“ sagte der Knabe auf einmal nachdenklich.

„Ich? Es geht an . . . Gott hat's mir auch an Kraft nicht fehlen lassen.“

„Wie Du ihn vorher geschlagen hast!“ rief der Knabe leise aus und senkte den Kopf.

Ignat führte ein Stück Brot mit Stawiar an den Mund, doch seine Hand hielt in der Luft an, vom Ausruf des Sohnes aufgehalten; er blickte dessen gesenkten Kopf forschend an und fragte:

„Meinst Du . . . den Jesimta?“

„Ja . . . bis aufs Blut . . . und wie er dann vorübergegangen ist, hat er geweint,“ erzählte der Knabe halblaut.

„Hm“. Ignat kaute an dem Stück. „Also wie ist's, thut er Dir leid?“

„Ja, er thut mir leid!“ sagte Foma mit Thränen in der Stimme.

„Ja—a . . . also das ist's,“ sagte Ignat. Dann schwieg er eine Weile, schenkte sich ein Gläschen Schnaps ein, trank es und sprach eindringlich und streng:

„Es ist kein Grund da, ihn zu bemitleiden. Er hat zu viel geschimpft, darum hat er bekommen, was er verdient hat. Ich kenne ihn, er ist ein braver Bursche, er ist arbeitssam, kräftig und nicht dumm. Es ist aber nicht seine Sache, zu rasonnieren: rasonnieren darf ich, denn ich bin der Herr. Es ist nicht so einfach, Herr zu sein . . . Von der Ohrfeige wird er nicht sterben, sondern wird nur klüger werden. So ist's . . . Ach, Foma! Du bist ein Kind und verstehst nichts, und ich muß Dich lehren, wie Du leben sollst. Vielleicht werde ich nicht mehr lange auf der Welt sein.“

Ignat schwieg, trank noch Schnaps und begann wieder befehlend:

„Man muß die Menschen bemitleiden . . . da thust Du gut daran. Doch man muß dabei verständig sein. . . Sieh Dir zuerst den Menschen an, erfahre, was in ihm steckt, auf welche Weise er nützen kann. Und wenn Du siehst, daß es ein kräftiger, arbeitsfähiger Mensch ist — bemitleide ihn und hilf ihm. Wenn er aber schwach ist und keine Anlagen zum Arbeiten hat — pfeif auf ihn und geh Deiner Wege. Du mußt wissen, wenn jemand viel über alles klagt, ächzt und stöhnt, dann ist er keinen Groschen wert, und es zahlt sich nicht aus, ihn zu bemitleiden, wenn Du ihm auch hilfst. . . Solche Menschen lassen sich dann noch mehr gehen . . . Beim Vater im Hause hast Du allerlei Gefindel gesehen; diese Pilger, die Unglücklichen, die das Gnadenbrot essen . . . und allerlei Gewürm . . . Vergiß sie . . . das sind nicht Menschen, sondern Schalen, die man fortwirft und die zu nichts nütze sind . . . Das ist in der Art wie Wanzen, Flöhe und andre Ungeziefer . . . Sie leben nicht für Gott — sie haben gar keinen Gott, sie führen seinen Namen in Munde, um Dummköpfe zu rühren und sich mit dieser Rührung lange den Wanst vollzustopfen. Sie leben auch nur für ihren Wanst und können nichts als trinken, fressen, schlafen und stöhnen . . . schaden nur der Seele. Man strauchelt nur ihrewegen. Und ein guter Mensch ist zwischen ihnen, wie ein frischer Aepfel unter faulen, er kann schnell verderben werden, und niemand hat davon einen Nutzen . . . Du bist noch klein und kannst meine Worte nicht verstehen . . . Hilf demjenigen, der im Unglück fest bleibt . . . er wird Dich vielleicht nicht einmal um Hilfe bitten, Du mußt es selbst erraten und ihm helfen, ohne daß er bittet, und wenn er stolz ist und ihn Deine Hilfe beleidigen kann, laß ihn nicht merken, daß Du hilfst . . . So, das ist vernünftig! Es ist das so eine Sache: nehmen wir an, zwei Bretter sind in den Not gefallen — das eine ist durchfault, das andre ist ein gutes, gesundes Brett. Was mußt Du da thun? Wozu kann ein durchfaultes Brett nützen? Laß es im Not liegen, man kann darüber gehen, um sich die Füße nicht zu beschmutzen . . . Und das gesunde heb auf und stell's in die Sonne, wenn's nicht Dir nützt, kann's vielleicht einem andern nützen. So ist's, mein Sohn! Höre mir zu und vergiß es nicht. . . Ja—a . . . und den Jesuita braucht man nicht zu bemitleiden; er ist ein tüchtiger Kerl und kennt seinen Wert . . . mit einer Ohrfeige kann man ihn nicht totschlagen. Ich werde noch eine Woche abwarten und werde ihn dann ans Steuerrad stellen . . . dann wird's nicht mehr lange dauern, bis er Schiffsführer ist . . . und wenn man ihn zum Kapitän macht, wird er auch nicht in Verlegenheit kommen — er wird ein tüchtiger Kapitän sein! So wachsen die Menschen . . . Ich bin selbst durch diese Schulen gegangen, mein Lieber . . . und hab' in seinem Alter auch nicht wenig Ohrfeigen geschluckt . . . Das Leben ist uns allen keine zärtliche Mutter, mein Söhnchen . . . es ist unsre strenge Herrin.“

Ignat sprach gegen zwei Stunden mit seinem Sohn, er sprach zu ihm von seiner Jugend, von seiner Arbeit von den Menschen und ihrer großen Macht: der Schwäche, davon, wie sie es lieben und verstehen, sich unglücklich zu stellen, um auf fremde Rechnung zu leben; dann sprach er wieder von sich und davon, wie er aus einem einfachen Arbeiter zum Führer des großen Geschäfts geworden war.

Der Knabe hörte seinen Neben zu, sah ihn an und fühlte, daß der Vater ihm gleichsam immer näher rückte. Und obgleich den Worten des Vaters das fehlte, woran die Märchen der Tante Anfissa reich waren, enthielten sie doch etwas Neues, das klarer und verständlicher und nicht

münder interessant war als die Märchen . . . Das kleine Herz begann laut und heiß zu schlagen, und es zog ihn zum Vater hin. Ignat hatte wohl an den Augen des Sohnes seine Gefühle erraten; er erhob sich stürmisch von seinem Platz, nahm ihn in seine Arme und preßte ihn fest an seine Brust. Und Foma umfaßte seinen Hals, schmiegte sich an seine Wange, schwieg und atmete laut.

„Mein Söhnchen!“ flüsterte Ignat leise. „Du mein Lieber . . . meine Freude . . . lerne, solange ich lebe . . . ach, es ist schwer zu leben!“

Das Herz des Knaben zuckte bei diesem Flüstern zusammen, er preßte die Zähne aufeinander, und heiße Thränen strömten aus seinen Augen.

Bis zu diesem Tage hatte Ignat keine besonderen Gefühle in seinem Sohn erregt: der Knabe hatte sich an ihn und seine Riesengestalt gewöhnt, fürchtete sich ein wenig vor ihm und wußte trotzdem zugleich, daß der Vater für ihn alles thun würde, um was er nur bäte. Manchmal war Ignat einen oder zwei Tage vom Hause abwesend, auch eine Woche und einen ganzen Sommer lang — Foma schien sein Fehlen nicht zu bemerken, da er von der Liebe zu seiner Tante erfüllt war. . . Ignat erschien, und der Knabe freute sich, er hätte schwerlich jagen können worüber — über die Ankunft des Vaters oder über das Spielzeug, das er mitbrachte? Aber jetzt lief Foma Ignat entgegen, wenn er ihn erblickte, faßte ihn bei der Hand, blickte ihm lachend in die Augen und sehnte sich nach ihm, wenn er ihn zwei, drei Stunden nicht gesehen hatte. Der Vater hatte für ihn an Interesse gewonnen, er erregte seine Neugierde und entwickelte dabei seine Liebe und Achtung für sich. Jedesmal, wenn sie zusammen waren, bat Foma den Vater:

„Papa, erzähl von Dir!“

Das Dampfschiff durchseilte die Wolga schon Stromaufwärts. Einmal, in einer schwülen Julinacht, als der Himmel mit dichten schwarzen Wolken bedeckt war, langten sie in Kasan an und ankerten am Ende einer riesigen Karawane von Schiffen. Das Klirren der Ankertetten und das Schreien der Mannschaften weckten Foma auf, er blickte durchs Fenster und sah im fernen Dunkel keine Lichter spielend leuchten, das Wasser war schwarz und dicht wie Oel — sonst war nichts mehr zu sehen. Das Herz des Knaben krampfte sich bange zusammen, und er begann aufmerksam zu lauschen. Von irgend woher klang ein kaum hörbares trauriges, eintöniges Lied herüber, das einer Klage glich; auf der Schiffskarawane riefen die Wächter einander an; das Dampfschiff zischte zornig, indem es Dampf ausströmen ließ, und das schwarze Wasser des Flusses plätscherte traurig und leise gegen das Bord der Schiffe. Der Knabe blickte scharf in das Dunkel, bis ihm die Augen schmerzten, und konnte darin schwarze Hausen und hoch darüber schwach bremende Lichter unterscheiden. . . Er wußte, daß das Barken waren, doch diese Gewißheit beruhigte ihn nicht, und sein Herz schlug ungleichmäßig, während in seiner Phantasie schreckhafte dunkle Gestalten erstanden.

(Fortsetzung folgt.)

Pappel.

(Nachdruck verboten)

Von Jean Jullien. Autorisierte Uebersetzung.

In dem stillen Forsthaue verkündete die Rudolfsuhr mit großem Lärm die zehnte Stunde. Bernard, der mit dem Kopf auf den gefalteten Händen auf dem Tische schlummerte, richtete sich auf und redte sich mit lautem Gähnen; dann ging er mit lauten Bemerkungen im Zimmer auf und ab. Aus dem Nebenzimmer fragte eine weinerliche Stimme:

„Du willst heut nacht noch eine Runde machen?“

„Ein bißchen! Bei diesem bewölkten Himmel sind wohl alle unsre Strauchdiebe im Walde.“

„Laß sie doch in Ruhe! So viel Unheil richten sie ja gar nicht an! Es ist ja so viel Wald da!“

Bernard zuckte die Achseln. War er Förster des Herrn Legrand, ja oder nein? Hatte er geschworen, die Besingung zu schützen und den Gesetzen Respekt zu verschaffen? Und seine Pflicht, seine Aufgabe? Wie stellte sie sich dazu? Was würde wohl aus der Autorität, wenn man auf die Weiber hörte! Man würde dann ruhig die Jagden zerstören lassen, kein Bild mehr züchten und es nur für die Herren Wilddiebe vor dem Wiesel und dem Fitis schützen! Er knöpfte seine Samaschen an, zog seine Pelzmütze bis über die Ohren und ergriß sein Gewehr.

„Ich weiß Dich so ungern draußen bei all' den schlechten Kerls, die alle Gewehre haben! So was geht so schnell! Sei vorsichtig,

wage Dich nicht zu weit vor; es lohnt nicht, daß Du Dein Leben aufs Spiel setzt. Nimm Dich namentlich vor dem „Schießjohann“ in acht!“

„Ach, der „Schießjohann“, der Voitel! . . . Vor dem habe ich ebenso wenig Angst, wie vor den andern; wenn er mir auch gedroht hat; wenn ich ihn treffe, kann er sich drauf verlassen, daß ich ihn anzeige; und das kann ihm teurer zu stehen kommen!“

Das auf der Lichtung des früheren Quire-Waldes in den Ardennen, des jetzigen Legrand-Gehölzes, gelegene Försterhaus wurde von den zum Fledern und zu den Wiesen führenden Wegen eingeschlossen.

Als Bernard draußen stand, streckte er einen Augenblick den Kopf aus und schien nach rechts und links zu schnuppern, ob etwa ein Wilddieb in der Nähe wäre; darauf betrat er den Waldweg, den ein schmaler Streifen Himmel zwischen den Wipfeln der dunklen Bäume beleuchtete. Das Wetter war gut, um beim Teich auf den Anstand zu gehen. Er schlich sich zwischen das Dickicht durch einen unbekanntem Fußpfad, an dessen Ende man das Glimmern eines Wasserspiegels bemerkte. Mit schweren, von hohem Grase gedämpften Schritten ging er langsam bis zu einer aus Zweigen hergerichteten Hütte und stellte sich dort auf.

Nein, vor dem „Schießjohann“ hatte er keine Angst! Das war etwas für die Bauern, vor den Drohungen dieses Taugenichts zu zittern; er hätte etwas darum gegeben, wenn er noch in dieser Nacht mit Voitel zusammengestoßen wäre! In dieser niedrigen Hütte auf der feuchten Erde kauend, ganz Auge und Ohr, dachte er begeistert an die Menschenjagd. Seine Rolle erschien ihm größer, seine Mission wurde fast göttlich. In dieser Finde und Finsternis war er gleichsam das Auge Gottes, das stets auf das Werk der Bösen herniederblidte. Er ward der größte Rächer, er herauschte sich an seiner Autorität und bewunderte sich selbst, daß er solche Rechte besaß und so über den andern Menschen stand.

Ein verdächtiges Knistern ließ sich im Gestrüpp vernehmen; eine menschliche Gestalt zeichnete sich auf dem klaren Spiegel des Teiches ab. Bernard verschwand zwischen dem Schilf und tauchte dann vor dem Manne auf.

„Ach, guten Tag, mein alter Bernard!“ sagte der andre mit der größten Seelenruhe, indem er das in der Schlinge gefangene Wild weiter in seine Jagdtasche steckte: „Wie gehst? Gut? . . . Und bei Dir zu Hause? Frau und Kinder, alles wohl? . . . Na, um so besser, um so besser! Du hast heut abend schönes Wetter für Deine Mude. Da wirst Du aber Wilddiebe fangen! . . . Eben hab' ich gerad' einen gesehen! Er ging in den reservierten Jagdbezirk!“

„Genug der Worte! genug!“ knurrte Bernard, der nur noch mit Mühe an sich hielt. „Du wirst mir folgen!“

„So! Mach' keine Dimmheiten! Du erinnerst Dich, was ich Dir versprochen, wenn Du mich noch einmal anzeigt! Ich werde mein Wort halten; ich lüge nie!“

„Ich weiß nur so viel, daß Du ein Dieb bist, und daß ich Dich verhafte.“

„Das Wild ist einen Tag da, morgen wo anders, es gehört weder dem, noch dem. Ich trieb das Gewerbe, bevor Dein Herr hier war; niemand beklagte sich darüber, und alle Leute aus der Gegend sind für mich!“

„Sie wissen alle, was sie erwartet, wenn sie Dich anzeigen; aber mir machst Du nicht bange!“

„Gut! Hier ist mein Gewehr, meine Keze, meine Tasche; zeige mich an, verhafte mich; führe mich nach der Gendarmerie . . . Na, nimm sie doch; worauf wartest Du denn? Fürchte nichts, ich werde Dir folgen, wenn ich Dir's sage, ist es so, ich lüge nie!“

Der Fossilhüter macht unerhörte Anstrengung voranzufahren; doch eine unsichtbare Kraft schien ihn zu lähmen; schließlich ward er es müde, gegen sich selbst anzukämpfen und er brummte in verbrießlichem Ton:

„Geh' Deiner Wege, Voitel! Geh' Deiner Wege! Aber geh! schnell!“

Damit drehte er ihm den Rücken und schob den Riemen seines Gewehrs zurecht.

„Das laß ich mir gefallen! Es ist auch besser, wenn wir uns beide als Kameraden zu einander stellen! . . . Im Jagdbezirk wirst Du schon welche finden, die sich gerne fassen lassen. Auf Wiedersehen, Bernard!“

Er ließ ihn gehen, wo er ihn packen konnte? Weshalb? Das konnte er sich selbst nicht erklären. Die Ruhe, die Siderheit Voitels hatten ihm die Ermahnungen seiner Frau ins Gedächtnis zurückgerufen, dieser lange Kerl hatte eine Manier, einem gerade in die Augen zu sehen und dazu zu sagen: „Ich lüge nie!“ Er sah so entschlossen aus, daß sich Bernard unwillkürlich trotz aller guten Gründe, die er ins Feld führen konnte, besiegt fühlte. Stand sein Leben nicht wirklich höher, als das bißchen Wild?

Trotzdem kam er wieder zu sich, je mehr er sich von dem „Schießjohann“ entfernte; es war seine Pflicht, Voitel um jeden Preis zu verhaften; er hatte wie ein Hasenfuß, wie ein Feigling gehandelt. Was würde man sagen, wenn die Geschichte jemals ruckbar wurde? Auf die gewilderten Rebhühner und Hasen achtete er in seinem Zorn gar nicht mehr; vor allem war er auf sich wütend, weil er die Autorität, auf die er so stolz war, hatte verhöhnen lassen. Dieser Gedanke empörte ihn dermaßen, daß er auf dem Sprunge stand, umzudrehen, dem Wilddieb eine Portion Schrot nachzuschicken und ein für allemal ein

Ende mit ihm zu machen, damit das Gesetz recht behielt. Doch wozu? Er hätte die ganze Gegend, die Voitel so ergeben war, gegen sich aufgebracht. Bernard setzte fluchend und wütend seinen Weg nach dem Jagdbezirk fort, er war auf sich noch wütender als auf „Schießjohann“. Es war also nichts. gar nichts, man konnte sich ungestraft über ihn lustig machen; seine Autorität war also thöricht, willkürlich, ungerecht; ja er wagte sie nicht einmal mehr auszuüben. Sein altes Unteroffiziersblut wallte auf. Der Förster sah sich bereits seines Amtes enthoben; denn er mochte den Wald noch so trefflich verwalten, Herr Legrand glaubte wie alle Besitzer nur den Anzeigen und Protokollen. Um jeden Preis mußte er einen Wilderer fassen, um jeden Preis!

Voitel hatte wahr gesprochen; in dem Gestrüpp lauerte ein Mann auf die Kaninchen, die aus den Erdgruben kamen. Bernard erkannte ihn; es war ein halb verkrüppelter, halb schwachfüßiger Landstreicher, der vom Betteln lebte, und den man in der Gegend wegen seiner langen Gestalt und seiner Magerkeit die Pappel nannte. In einigen Sägen war der Förster bei ihm, hatte ihn, bevor der andre noch Zeit zur Verteidigung fand, zu Boden geworfen und an beiden Armen gefesselt. Nun ließ er seiner Wut freien Lauf und überschüttete den Unglücklichen mit allen Schimpfreden, mit denen er gar zu gern Voitel belegt hätte. Bei diesem hier hatte er nichts zu befürchten; hier konnte er seine Autorität gebrauchen; ja, er konnte sie sogar mißbrauchen; der Schwachfüßige hatte nie jemand bedroht, er war dazu sogar außer stande. Pappel beschränkte sich darauf, weinend um Verzeihung zu bitten und wiederholte, er glaube, kein allzu großes Verbrechen begangen zu haben, denn er wollte das Kaninchen, das er gefangen, nur essen; außerdem winnelte es ja im Walde von Kaninchen, die man schon zum Vergnügen abschießen sollte.

Natürlich! Wenn man nichts besaß, dann holte man es sich bei andern! Bernard lachte jetzt! Pappels Sache stand gut, man hatte ihn bei Nacht auf einer Privatbestung betroffen, wie er die Erdgruben zerstörte! Er konnte darauf rechnen, daß die Richter, die alle Jäger waren, ihn nicht schonen würden. Man beobachtete ihn schon lange, er war an all' den Schänden und Diebstählen schuld, über die man sich in der Gegend beklagte. Und die Richter, die guten Richter, würden ihn im Gefängnis verschimmeln lassen! Jawohl: verschimmeln! Damit er ihm nicht entwiße, packte Bernard den Verbrecher bei den Schultern, betrat wieder den Waldweg und führte ihn der Gendarmerie zu.

Pappel ging betäubt, von dem Gedanken an die Richter, die Gendarmen und das Gefängnis ganz verblödet, neben ihm her. An einer Wegkrümmung riß er sich mit heftigem Rud aus Bernards Händen los und entfloh, so schnell er konnte. Doch er lief nicht weit. Ein Schuß trachte und sein großer, magerer Körper stürzte in das Heidekraut; das Schrot hatte getroffen und ihm die Brust zerrissen.

„Du sollst Dich wenigstens nicht mehr über mich lustig machen!“ rief Bernard, als er bemerkte, daß der Landstreicher auf der Stelle tot geblieben war.

Dann gab er ohne Bedauern, ja sogar mit einer gewissen Gemuthung seine Erklärung ab. Der Förster hatte seine Freiheit, die er Voitel gegenüber bewiesen, wieder angewetzt; er stieg wieder in seinen eignen Augen; er hatte seine Autorität wiedererlangt und bewiesen! Was hatte Pappels Leben dagegen zu bedeuten!

Der Gendarmerie-Brigadier, der Maire, der Pfarrer, der Friedensrichter beklidwünschten ihn. Herr Legrand überreichte ihm eine Prämie von hundert Frank; man schrieb seinen Namen in das Ehrenbuch der Förster, und sogar Voitel stellte sich ein, um seinem „alten Fremde Bernard“ die Hand zu schütteln.

Die Frau hatte doch recht gehabt! —

Kleines Feuilleton.

k. Theaterbudgets einst und geht. Welche außerordentliche Steigerung die finanziellen Verhältnisse in der Theaterwelt im Laufe der Zeit erfahren haben, das beleuchtet in sehr interessanter Weise ein Artikel vom Comite d'Avenel, der in der „Revue des deux Mondes“ erschienen ist. Erst jetzt zeigt es sich wieder bei der Neueinstudierung von Sardous „Théodora“ im Sarah-Bernhardt-Theater, mit welcher verschwenderischen Pracht nicht nur die Decorationen, sondern auch die Requisiten hergestellt werden. Im ersten Akt soll das Audienzbett der Kaiserin von Byzanz, ein Prachtstück, das von Pfauen getragen wird, 6000 Frank gekostet haben. In der Pariser Oper hat die „Jüdin“ bei ihrer Erstaufführung im Jahre 1835 150 000 Frank gekostet, bei ihrer letzten Neuaufführung dagegen 190 000 Fr., und „Faust“, der 1869 118 000 Fr. kostete, erforderte jetzt 187 000 Frank. Nicht alle Stücke werden natürlich so theuer. Von 42 neuen Opern, die seit 25 Jahren auf diese Bühne gebracht wurden, haben 40 je 160 000 Frank gekostet. Die Auslagen sind sehr verschieden. So kostete die „Wallüre“ 80 000 Frank und die „Dame de Montfoucau“ 320 000 Frank. Wenn die Unkosten sich in den letzten 50 Jahren erheblich vermehrt haben, so gilt dasselbe auch von den Einnahmen in beträchtlichem Maße. Unter Ludwig XVI. waren 3000 Frank in der Oper eine gute Einnahme. Heute beträgt das Maximum 23 000 Frank und der Durchschnitt 16 800 Frank. Vor 100 Jahren brachten die schlechten Abende im Théâtre-Français im Sommer 800 Frank und im Winter 1200

Frank. Wenn jetzt ein Stück nicht 3800 Frank erreicht, so setzt man es ab, weil es nicht die Kosten einbringt. Die Durchschnittseinnahme beträgt 5000 Frank. Die 244 ersten Aufführungen von „Théodora“ hatten 1 600 000 Frank gebracht, was für den Abend eine Durchschnittssumme von 7000 Frank ergibt. Auch „Patrie“, „Mme. Sans-Gêne“, „Cyrano“, „L'Agilon“ haben diese außerordentlichen Durchschnittseinnahmen erzielt. Die Einnahmen hängen natürlich nicht nur von den Stücken, sondern auch von den Jahreszeiten ab. Es gibt Jahre, in denen im Théâtre-Français die Einnahmen im März auf 268 000 Frank steigen und im August auf 69 000 Frank fallen, in der Opéra-Comique im Mai 214 000 Frank und im Juli 64 000 Frank betragen, im Vaudeville 186 000 Frank im April und 28 000 Frank im September, im Variétés 217 000 Frank im März und 23 000 Frank im August. Ebenso gibt es gute und schlechte Jahre. Vorre-Saint-Martin brachte im Mai 1897 50 000 Frank Einnahme, ein Jahr später im Mai 289 000 Frank. Dieses Mehr von 230 000 Frank war durch den „Cyrano“ erzielt worden. Im modernen Theater macht sich der Erfolg auch mehr als anderswo bezahlt. Als Dorneuil das Palais-Royal gründete, hatte er unendliche Mühe, die Aktien zu 500 Frank unterzubringen. Zwei Jahre nachher brachten sie 300 Frank, und wurden später für 5000 Frank verkauft. Cantin gewann in den Folies-Dramatiques mehrere Millionen und Varochelle kaufte von seinem Gewinn vier Vorstadttheater. Zahlreicher waren freilich die „intelligenten Direktoren“, die arm und besiegt starben. Handelt es sich in der Theaterwelt um so große Summen, so ist auch die dichterische „Produktion“ für die Theater sehr bedeutend. Die dramatische und musikalische Produktion in Frankreich beziffert sich auf nicht weniger als 700 Stücke jährlich. Von diesen werden hundert in Paris aufgeführt; wie viele freilich bringen etwas ein oder hinterlassen auch nur eine Erinnerung? Auch schon zur Zeit Voltaires wird über übermäßige Produktion geklagt. Aber auf die Autoren entfallen heute sehr viel höhere Summen als früher, dank der Organisation der Schriftsteller und Musiker, die energisch ihre Interessen wahrnimmt. Racine verkaufte seine „Andromaque“ für 1000 Frank im heutigen Gelde und seine „Bérénice“ für 2000 Frank. Damit vergleiche man eine Aufstellung des Verfassers, nach der im letzten Jahre unter den lebenden Autoren 7 mehr als 100 000 Frank, 8 50 000—100 000 Frank, 27 20—50 000, 28 10—20 000 Frank, 39 5—10 000, endlich 1025 weniger als 5000 Frank verdient haben. —

— **Vemannung moderner Segelschiffe.** Bekanntlich ist eines der größten, ganz aus Stahl gebauten Segelschiffe, die 4000 Tonnen haltende „Marie Rickmers“ vor einigen Jahren verschollen. Man hat das zunächst damit zu erklären gesucht, daß das stehende Gut (Wanken und Stage) aus Stahldraht wohl fester als das alte Hauttau sei, aber weniger elastisch, und das gleiche sei der Fall bei Masten, Stangen und überhaupt dem ganzen Metallbau. Eine andre und zwar sehr wohl begründete Meinung ging, wie die „Reform“ mitteilt, dahin, daß die Vemannung der modernen Segler vollständig unsäglich sei, die Takelage bei unvorhergesehenen Ereignissen, Böen und dergleichen, ausreichend zu bedienen. In der That hat die 6160 Tonnen große „France“ eine Besatzung von 42 Matrosen, während ein 1000 Tonnen großer amerikanischer Theelipper, wie der „Hotspur“, vor weniger als einem halben Jahrhundert 60 Seeleute zur Verfügung hatte. Vor etwa noch 40 Jahren hielt man Segler, die auf 30 Registerkommen nur einen Mann Besatzung führten, im allgemeinen für zu schwach bemant, und die meisten Kaufahrer führten einen Mann auf wenig über 20 Tonnen, ja manche noch verhältnismäßig mehr Leute. Die heutigen stärksten Vemannungen der großen Stahlfleger rechnen einen Mann auf 85 bis 95 Registerkommen, und es scheint dies nur für gewöhnliche Verhältnisse zu genügen! — (Techn. Rdsch.)

Aus dem Tierleben.

10. Schneckengift. Die zuweilen auftauchende Nachricht von der Fähigkeit gewisser Schnecken, einen höchst gefährlichen Giftstoff anzuzubereiten, ist auch von wissenschaftlichen Autoritäten in Zweifel gezogen worden. Es ist daher beachtenswert, daß ein auf den Fidschi-Inseln lebender Arzt einen urkundemäßigen Beweis dafür zu erbringen vermag. Eine auf der genannten australischen Inselgruppe lebende Europäerin hatte sich mit einem Fischerboote abends in den Hafen hinaus begeben. Einer von der Besatzung des Bootes reichte ihr eine Schnecke, die er aus dem während der Ebbe leichten Wasser herausgeholt hatte. Es war ein zu der bekannten Gattung der Regelschnecken gehöriges Tier von der Art Conus geographicus. Die Dame, die sich seit längerer Zeit mit naturwissenschaftlichen Forschungen beschäftigte, wollte das Tier aus der Schale herausziehen, nachdem diese zertrümmert worden war. Dabei fühlte sie aber plötzlich einen Stich und bemerkte bald darauf, daß die Hand und der Vorderarm steif wurden. Die Empfindung dehnte sich schnell bis zur Schulter aus, und die Dame zog es infolgedessen vor, sich ans Ufer fahren zu lassen und heimzukehren. Nach etwa einer Stunde befand sie sich in einem äußerst gefährlichen Zustand. Fast alle Muskeln waren gelähmt, sie vermochte nicht zu sprechen, und obgleich die Atmung und der Herzschlag nicht behindert war, wurde nun doch schleunigst nach dem Arzt gesandt. Dieser stellte fest, daß eine ähnliche Vergiftung vorläge wie durch das bekannte Curare, das Pfeilgift der Indianer. Der Stich in der Hand war so schwach, daß er kaum erkannt werden konnte. Nachdem die Kranke zwei Tage

lang zwischen Leben und Tod geschwebt hatte, trat langsame, aber stetige Besserung des Befindens ein, das Bewußtsein war überhaupt nicht verloren gegangen, aber es bestand für eine geraume Zeit eine gewisse Verwirrung der Ideen und besonders war die Kranke nicht im Stande, zusammenhängend zu sprechen, obgleich sie, wie sie hinterher angab, alle Vorgänge in ihrer Umgebung genau hatte wahrnehmen können. Diese teilweise Sprachlähmung war vermuthlich in der Hauptsache auf eine Lähmung der beim Sprechen beteiligten Muskeln zurückzuführen. Außerdem trat einige Tage später eine Augenentzündung ein, die ebenfalls mit der Vergiftung zusammenhing. —

Geologisches.

ss. Eisboden in Norwegen. Sehr merkwürdige Verhältnisse, die an mehreren nördlich des Polarkreises gelegenen norwegischen Plätzen beobachtet worden sind, bespricht Prof. Mensch, der Leiter der Geologischen Landesuntersuchung in Norwegen, im letzten Heft der Zeitschrift „Naturen“. In Lyngen ist in einer Meereshöhe von 750 Metern das Gestein eines Bergwerks mit einer 18 bis 20 Meter dicken Schicht von Gletscherschlutt bedeckt, die stets gefroren ist. In einem Sumpf bei der Stadt Badstø fand Professor Mensch Eismassen, die niemals aufstauen. In geringeren Höhen, wo der Boden das Wasser durchläßt, kommt keine dauernde Eisbildung zu Stande, jedoch ist auch bei Karasjok der Boden nicht weit vom Zustand dauernden Gefrorenseins entfernt, und dieser Umstand hat hier eine sonderbare Sitte veranlaßt. Die mittlere Jahrestemperatur des Ortes liegt etwa 2 1/2 Grad unter dem Gefrierpunkt. Da es schwierig ist, zur Winterzeit ein Grab zu graben, so wird schon im Herbst ein großes Loch gemacht, in das während des Winters die Leichen der Verstorbenen hineingelegt werden. Diese bleiben dort bis zum Frühling gefroren und werden dann erst begraben. Es ist festgestellt worden, daß sich Leichen noch 10 Jahre nach ihrer Bestattung in gefrorenem Zustande erhalten haben. —

Humoristisches.

— **Schlechte Ausrede.** Sie: „Du hast mir damals geschworen, mich ewig frei zu lieben!“
Er: „Ja, mein Kind, ich habe aber die Dauer der Ewigkeit unterschätzt!“ —
— **Schlimmer.** Mutter: „Emil hat mir gesagt, er habe, als er gestern den Salon betrat, gesehen, wie Herr Lehmann den Hemd um Deine Taille legte!“
Tochter: „Wie konnte er das denn sehen, ich hatte ja das Gas ausgedreht!“ —
— **Am Telephon.** „Ihr Compagnon hat mir wieder eine schöne Dummheit angerichtet. Rufen Sie ihn bitte sofort ans Telephon.“
„Mein Compagnon ist verreist!“
„Wohin denn?“
„Oxford.“
„Na ja, weiß ich doch schon, ich frage wohin?“ — (Lust. Bl.)

Notizen.

— Der Dichter und Uebersetzer Wilhelm Herz ist im Alter von 66 Jahren in München gestorben. Herz hatte sich durch Uebersetzungen mittelhochdeutscher und provençalischer Litteratur-Denkmäler und durch eigne Schöpfungen („Wunder Rausch“) einen Namen gemacht. —
— Ein litterarisches Damenbrett, geleitet von Marga Waldegg, wird am 20. Januar ein fünfzigjähriges Gastspiel in den Viktoriasälen (Leipzigerstr. 136) eröffnen. —
— „Im Herbst“, ein Einakter von Paul Gaer, und Karl Sternheims Schauspiel „Auf Rugardorf“ hatten bei der gemeinschaftlichen Erstaufführung im Dresdener Schauspielhause keinen rechten Erfolg. —
— „Karnerlent“, eine dramatische Skizze von Karl Schönherr, ist vom Hoftheater in München zur Aufführung angenommen worden. —
— Ein unlängst verstorbenen Privatmann hat dem Louvre in Paris seine Bildergalerie vermacht, die auf 9 Mill. Fr. geschätzt wird. Nach dem „V. T.“ enthält die Sammlung nur Bilder der französischen Schule von 1830, darunter zwölf Corvits, elf Werke de la Croix, zehn Nonffseaus, dreizehn Daubignys, sechs Meisterwerke Milletts, fünf Meissoniers, elf Bilder Troyons. —
— Frankreich besitzt 1027 Mineralquellen, welche für Heilzwecke ausgenutzt werden. Dieselben liefern 40 000 bis 50 000 Liter in der Minute. Die meisten Quellen weist das im Bereich der Alpen gelegene Departement Puu de Dôme auf. —
— Ein Jagdpächter aus Scheibsdorf (bei Liegnitz) hatte im Sommer eine Anzahl Eier von Rebhühnern mit nach Hause gebracht, von denen zwei ausgebrütet wurden. Die ausgebrüteten Vögel sind inzwischen zu ausgewachsenen Tieren geworden und haben sich, das ist das Merkwürdige, der häuslichen Gemeinschaft der übrigen Haustiere in jeder Beziehung angepaßt. Besondere Freundschaft aber haben die beiden Rebhühner mit dem Hunde des Hauses geschlossen. Sie fressen beide mit ihm, und er sowohl, wie sie, thun ganz zutraulich miteinander. —